

Conrad Stein

Das Unsterblichkeits- verlangen

Schreiben bedeutet vielleicht, sich der Unsterblichkeit vergewissern. Es bedeutet aber auch, die Zeit in ihrem Rhythmus skandieren, – die Zeit, die ein Vorher von einem Nachher trennt; und das bedeutet ganz gewiß sterben. Da die Chronologie für unser Thema nicht unwichtig ist, sollen meine Leser erfahren, daß ich eines Tages im vergangenen Mai eine erste Seite für einen Text mit dem Titel «*Der Wunsch nach Unsterblichkeit*» geschrieben habe. Der Titel hätte nicht von mir stammen können. Er bezeichnet ein mir aufgetragenes Thema, über das für *Concilium* zu schreiben ich übernommen hatte. Es war schon einige Zeit her, seit meine Theologenfreunde mich um den betreffenden Artikel gebeten hatten; vielleicht im Februar des Jahres. Zunächst hatte ich ihnen erwidert, das komme gar nicht in Frage. Ich hatte meinen hieb- und stichfesten Grund dafür: «Der Wunsch nach Unsterblichkeit ist kein psychoanalytisches Thema. Ich könnte über die Unsterblichkeit schreiben», fügte ich hinzu, «aber nicht über den Wunsch nach Unsterblichkeit.» Meine Freunde, die mich recht gut kannten, drängten nicht: Ich würde mich erst nach Monaten recht schmerzlicher Ausflüchte bereit gefunden haben, würde aber sicher schließlich den Artikel doch übernehmen. Und wenn ich in meinem ersten Schwung erlahmt war, nachdem ich die erste Seite geschrieben hatte, dann – so sagte ich mir gern selbst – weil die Arbeit zu leicht oder zu akademisch war. Ich bereitete lieber für die Hörer meines Seminars für Psychoanalyse einen Entwurf seiner Grundzüge vor, in dem gezeigt war, wie die Deutung mehrerer meiner Träume mich dahin gebracht hatten, für leicht anzusehen, was ich vorher als unmöglich beurteilt hatte.

Die Traumdeutung ist in einem Sinne vollständig der Unsterblichkeit gewidmet. «*Die Traumdeutung*» – in Anführungszeichen, denn so lautet der Titel des 1899 vollendeten Hauptwerkes von Freud – ebenso wie die Traumdeutung schlechthin also ohne Anführungszeichen. Weshalb also begeben wir uns an die Deutung unsrer Träume? Weshalb? Träumen, so sagt uns Freud, heißt

Nacht für Nacht das verlorene Paradies der Kindheit wiederfinden, der vorgeschichtlichen Kindheit. Und bedeutet seine Träume deuten nicht, die Wege des Traumvorganges zurückverfolgen, auf dem Weg eben jenes Paradieses, in dem man lebt, ohne den Tod zu kennen? Diese Frage war übrigens auch Thema meines (noch nicht veröffentlichten) Seminars über den Abschnitt von Kapitel VII «*Die Traumdeutung*», die dem *Vergessen der Träume* gewidmet ist. Doch wozu ist ein solches Seminar gut? Wozu dient das Seminar, aus dem dieser Text erwachsen ist? Wir führten, so pflegte ich vor 10–12 Jahren zu sagen, dieses Seminar durch, in der Hoffnung, wir könnten vielleicht ein Mittel entdecken, um nicht zu sterben. Und gerade jenes mittelmäßigen Bonmots mußte ich mich entsinnen, damit ich mich schließlich doch entschloß, diesen Artikel zu schreiben. Bestätigt dieses seit langem der Vergessenheit anheimgefallene Thema nicht hinreichend das Vorhandensein eines Wunsches nach Unsterblichkeit? Und war meine Weigerung, dieses Thema zu behandeln, nicht Weigerung, einen Wunsch anzuerkennen, dessen Vorhandensein bereits auf der Voraussetzung beruht, daß man sich sterblich weiß?

Dazu kommt, daß mein anfänglicher Vorwand auch einen gewissen sachlichen Grund hatte: Wortwörtlich genommen ist der Wunsch nach Unsterblichkeit tatsächlich kein Thema der Psychoanalyse, weil die Erfahrung der Psychoanalyse die Dringlichkeit eines solchen Wunsches nicht bestätigt. Man hat nur selten Gelegenheit, ihn von einem Patienten formuliert zu hören. Und wenn er erschlossen werden kann, und zwar so oft man will – das heißt, dann wäre es ein unbewußter Wunsch – erkennt man nicht, wie allein die Tatsache, daß man einen Patienten darauf aufmerksam macht, daß er von einem solchen Wunsch beherrscht wird, möglicherweise die Wirkung einer Interpretation haben könnte. Übrigens ist in Freuds Werk niemals die Rede davon, außer in einem Zusammenhang allgemeiner Überlegungen, die nicht den Ablauf der Psychoanalyse speziell betreffen.

Die Verleugnung des Todes

Ich habe mich gefragt, weshalb die Selbstzuschreibung des Unsterblichkeitswunsches nicht eine Offenbarung darstellen könnte; da kam mir eine Idee, die vielleicht als Skizze einer Antwort dienen kann. Mein Bonmot, das sich als Ausdruck eines

Wunsches nach Unsterblichkeit präsentierte, sollte nicht eines verborgenen Sinnes entbehren, – erinnere ich mich doch, es zwei Jahre lang fast rituell verwendet zu haben. Ich bin mir einigermaßen sicher – wie kommt es, daß ich nicht eher daran gedacht habe? –, daß es im Wesen die Bedeutung einer Verschwörung besaß, daß die bestätigte Absicht, zur Unsterblichkeit zu gelangen, die Verkleidung einer wahren Verleugnung des Todes durch das Absurde war. Indem ich mich in ein Seminar stürzte, hatte ich mich exponiert, und ganz offenbar paßte der diesem Beginnen inwohnende Größenwahn schlecht zu der Furcht vor einem Scheitern, während er durch die heroische Vorstellung einer Lebensgefahr befriedigt werden konnte: Stärker sein als der Tod.

Wir können festhalten, daß in der Psychoanalyse keine Rede ist von einem Wunsch nach Unsterblichkeit. Dagegen müssen wir zugeben, daß die Psychoanalyse sich auf die Verleugnung des Todes gründet. Verleugnung des Todes oder vielmehr – wie ich schon gesagt habe – Unwissenheit um den Tod im Traum, der ein Wiederfinden des verlorenen Paradieses ist. Und Freud hätte sagen können, das Unbewußte wisse nicht um den Tod, wie es auch nicht um seine Verleugnung wisse (*Das Unbewußte*, 1915), denn es ist Verleugnung. Verleugnung des Todes, noch im Vorgang der Traumdeutung selbst: Auch das habe ich schon gesagt, aber ich bin dabei vielleicht ein wenig zu schnell vorangegangen und habe den Anschein erweckt, als rücke ich die analytische Arbeit in die Nähe der Traumarbeit selbst. Die Deutung eines Traumes ist ein Werk und beruht, ebenso wie das Abhalten eines Seminars, ebenso wie jedes andre Werk, auf der Verleugnung des Todes. Doch wird dieses Werk geschaffen wie ein Tagebuch, in dem man sich effektiv selbst überlebt, ein Tagebuch virtueller Unsterblichkeit, eben der Unsterblichkeit des Träumenden, von dem dieser Traum kommt, die sich nicht anders als in diesem Tagebuch erreichen läßt. Zugleich aber zeugt sie davon, daß der Träumende sterblich ist; daher rührt die Kraft, die sich – paradoxerweise – auf den ersten Blick dem Interpretationsbemühen entgegenstellt und es häufig so schwierig macht. Etwas in ihm, schreibt Freud, widerstrebe einer Fortführung der Deutung seines Traumes (vgl. *Die Traumdeutung*, Kap. IV). Dabei handelt es sich letztlich um nichts anderes als um das Widerstreben, das uns beherrscht, anzuerkennen, daß wir sterblich sind.

Hier wird man mir vermutlich einen dreifachen

Einwand machen: «Sie können Ihren Hörern nicht», wird man mir sagen, «alle Ihre Traumdeutungen mitteilen. Vorausgesetzt, die Werke, die Sie ihnen vorlegen, würden im Gedächtnis der Hörer Sie für ewig überleben, so hieße das annehmen, sie – die Hörer – ihrerseits seien unsterblich. So bliebe schließlich der Rückzug auf den Drucker und sein Werk. Aber, so wird man bemerken, nichts gestattet die Annahme, daß die Schutzräume, in denen wir unsre Bücher aufstapeln, nicht eines Tages das Schicksal der Bibliothek von Alexandrien teilen werden.» Es bleibt dennoch eins – und das ist meine einzige Antwort –: daß ein Wort, daß jedes Wort, das ausgesprochen und gehört worden ist, für alle Zeiten etwas auf dieser Welt verändert hat. Und das erfordert keineswegs, daß es die Größe dessen erreicht hat, was allein man für gewöhnlich als «Werk» anzuerkennen pflegt.

Die Todeswünsche und ihre Bedeutung

Erst mußte die Erinnerung an mein Scherzwort geweckt werden, dann erst fiel es mir leicht, über das mir zugedachte Thema zu schreiben. Schließlich wollten die mir befreundeten Theologen etwas anderes, als daß ich schlicht und einfach Aspekte darlegte, die sie sehr wohl kannten, weil ich sie längst veröffentlicht hatte. Ich hatte drei Monate lang mit allen möglichen Ausflüchten operieren müssen, bis ich selbst merkte, daß das Material für den erbetenen Artikel fertig in meinem Buch *L'Enfant imaginaire* (von dem ein Kapitel dem Todeswunsch gewidmet ist), sowie in meinem Kommentar zu *Die Traumdeutung* von Freud (wovon ein Teil veröffentlicht ist unter dem Titel: *Le Père mortel et le père immortel*) vorlag. Die Wünsche, die sich die ganze Analyse über bekunden, sind wohlgemerkt, Todeswünsche; und diese Todeswünsche, die sich auf den ersten Blick als Wünsche nach Vorteil und Nutzen darstellen – nämlich denjenigen zu beseitigen, von dem man annimmt, er stehe Plänen oder Wünschen im Wege – rühren, wenn man sie näher betrachtet, von der Verleugnung des Todes. Da der Tod mit Sicherheit eintreten wird, soll dieser Tod mit Notwendigkeit auf Veranlassung dessen eintreten, der ihn wünscht. Er ist Herr des Todes. Er steht über dem Tod. Er ist der Gott, der den Menschen sterblich macht und ihn aus dem Paradies verjagt.

Man braucht nur Freuds großes Buch nachzulesen, in dem den Todeswünschen ein so großer

Platz eingeräumt ist, während von einem Wunsch nach Unsterblichkeit nirgendwo die Rede ist, dann wird man bemerken, daß es völlig um eine Verleugnung des Todes kreist. So lautet beispielsweise die Deutung, also der verborgene Sinn eines Traumes, den der Autor selbst hatte: Ich will keinen Stammvater haben. Ich will selbst Stammvater sein. Kommt das nicht darauf hinaus, als sagte man: «Ich will nicht Sohn Abrahams, ich will Sohn Gottes, ich will Gott sein», – oder in weltlicherer Formulierung: «Ich will nicht einen bestimmten Platz innerhalb des Stammbaumes haben; ich will Anfang und Ursprung des Stammbaumes sein. Und dann denken wir doch an die Rolle, die dem verstorbenen Vater eingeräumt wird, an jenen Vater, dessen sterbliche Natur man, wie es scheint, nicht verkennen kann, – auf die Gefahr hin, daß man sich, außerhalb der Materialität der Existenz einen unsterblichen Vater gibt, der außerdem ein ungezeugter Vater ist. In dem Traum eines Patienten wußte er (der Vater) nicht, daß er gestorben war... und Freud hat diesen Traum interpolierend so gedeutet: Er wußte nicht, daß er tot war von dem Träumenden aus... und dann anschließend enthüllt – bereit im Vorwort zur zweiten Ausgabe davon Zeugnis zu geben –, daß sein Buch seine Reaktion auf den Tod seines Vaters gewesen ist. Ich habe diese Punkte ausgiebig kommentiert. Blicke noch auf die Absicht des Buches zurückzukommen. Da Träume im allgemeinen für absurd gelten, nimmt Freud sich vor – und er erklärt das von Anfang an –, aufzuzeigen, daß ihre Absurdität nur ein täuschender Anschein ist. Nun ist aber das Kapitel über die Absurdität des Traumes (Kap. VI, Abschn. G.) vollständig den Träumen vom verstorbenen Vater gewidmet, woraus sich ergeben müßte, daß, da alle Träume scheinbar absurd sind, alle Träume Träume vom verstorbenen Vater sind. Und da jeder Traum verkleidete Realisierung eines verdrängten Wunsches ist (so lautet die Schlußfolgerung von Kap. IV), müßte jeder Traum den Wunsch realisieren, den Tod des Vaters anzuordnen. In einem Sinne also ist wahr: Er wußte nicht, daß er tot war von dem Träumenden aus, – tot durch meine Tat: Der Traum macht mich zu dem, der seinen Tod, den Tod, anordnet.

*Die Leugnung des Todes und die Leugnung
des Unterschiedes der Geschlechter*

Ich habe keineswegs die Absicht, hier trocken zusammenzufassen, was ich in *L'Enfant imaginaire*

geschrieben habe über das imaginäre Attribut beider Geschlechter, ein Attribut, dessen Besitz Allmacht und Unsterblichkeit verleihen würde. Daher will ich hier eine jüngst erlebte Episode meines inneren Lebens berichten. Am Tag meines fünfzigsten Geburtstages unternahm ich zwischen zwei analytischen Sitzungen einen kurzen Spaziergang, der mich bis zum Schaufenster eines benachbarten Blumenhändlers führen sollte. Dabei wurde mir unmöglich, der wengleich lebhaften Versuchung nachzugeben, in das Geschäft einzutreten, um eine schöne Rose zu kaufen. Gleich darauf, als ich mit leeren Händen kehrt gemacht hatte, drängte sich mir die Erinnerung an meinen Traum vom Vorabend auf, mit der Überzeugung, daß seine Deutung mir den Schlüssel für meine seltsame Hemmung liefern würde. Zugleich verspürte ich den Drang, für meine Seminarteilnehmer eine Darstellung zu schreiben mit dem Titel «Eine Rose für meinen Geburtstag». Die Verwirklichung dieses Planes, von dem die Abfassung des vorliegenden Artikels abhängen sollte, erfuhr einen Aufschub, der wiederum auf eine Hemmung zurückging, die erst durch die Deutung einer Reihe weiterer Träume beseitigt wurde. Die Rose hatte ich nicht kaufen können, da ich nicht gewußt hatte, wem ich sie anbieten sollte; und den Text zu schreiben, wurde ich gehindert, um ihn nicht meinen Hörern anzubieten. Es handelte sich hier um zwei Repräsentationen eines Attributes, dessen imaginärer Charakter im ersten Falle bestätigt war durch das Nichtvorhandensein der Person, für die es bestimmt war, und im zweiten Falle durch meine Unfähigkeit, es zu produzieren. Was den Traum anbetrifft, dessen ich mich erinnerte, während ich mich umwandte, so war in ihm dasselbe Attribut repräsentiert durch Brote: Eine Bäckerin stand vor mir, auf den Armen eine Anzahl Zweifundbrote, ein wenig größer als sie in der Natur sind. Nun hatte mich die Interpretation, deren Verlauf ich hier nicht reproduzieren möchte, zu dem Gedanken geführt, diese Bäckerin meines Traumes repräsentiere nicht nur Sie, die einzige, die mir nur in ihren wechselnden Verkörperungen in der Gestalt realer Frauen bekannt ist (daher die Unmöglichkeit, ihr eine Rose anzubieten), sondern auch meine eigene Person. «Traum von der Frau», – beim Niederschreiben dieses Wortes habe ich mich selbst überrascht, als ich über den Traum von der Bäckerin schreiben wollte. Von da aus sah ich mich, über eine weibliche Identifizierung, im Rahmen dessen, was Freud als die Bisexualität eines jeden von uns bezeichnet, hinaus genötigt,

auf eine Identität anderer Art zu schließen. Sie ist ich – ich bin sie. Ein einziges Wesen. Ein unsterbliches Wesen. Dabei handelt es sich nicht darum, die Attribute beider Geschlechter zu haben, sondern von dem einzigen Geschlecht zu sein, was voraussetzt, daß man dieses einzige Attribut besitzt, ja daß man es ebensogut auch ist. So bedeuten die Leugnung des Todes und die Leugnung des Unterschieds der Geschlechter ein und dasselbe. Gott sein. Im strengen Monotheismus hat der Unsterbliche kein Geschlecht, ebensowenig wie er eine Gestalt hat. Und wenn er sich den Blicken der Sterblichen kundtut, dann erscheint ihnen keine Gestalt sondern ein Phänomen, gleich dem Feuer des brennenden Dornbusches.

Dennoch hat Gott ein Attribut: «Das Wort Jahwes.» Doch dieses Wort ist er ebensogut, wie er darüber verfügt. «Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.» Auf diese Weise haben die Söhne Abrahams einem übernatürlichen Wesen das einzige Attribut beigelegt, das keinen Unterschied der Geschlechter kennt und dessen Gebrauch allein ihnen auf eine gewisse Weise Unsterblichkeit verleiht.

Die Wege der Deutung haben mich weiter zu der Annahme geführt, daß die Brote der Bäckerin – denn im Traum ging es darum, ob diese Bäckerin Eigentümerin der Bäckerei war oder ob sie Verwalterin des Warenbestandes (stock) war – repräsentativ für das waren, was man üblicherweise als «Eierstock» der Frau bezeichnet. Ich bin die Bäckerin, ich bin auch ihr Attribut, das Brot – jenes Brot, aus dem die Christen einen göttlichen Leib gemacht haben, der nichts anderes sein kann als das Wort, –; ich bin der Keim (ebenso wie ich das Wort bin), ich bin das Alpha und das Omega. Hier ist der Wunsch, den der Traum verwirklicht. Nicht so sehr der Wunsch nach Unsterblichkeit als der Wunsch, der Unsterbliche zu sein.

Der in den Bereich der Biologie übergreifende Gedankengang mit dem Eierstock erinnert an einen Text Freuds: *Jenseits des Lustprinzips*. Tatsächlich könnte das mir aufgetragene Thema auf dem Weg der freudschen Problematik des Todestriebes angegangen werden und die denkbar schärfste Kritik wecken. Man vergebe mir, daß ich mich nicht darauf einlasse.

*Die Schuld und die Leugnung des Todes –
oder der Glaube an die Ursünde*

Seine Pflicht tun. Den Überzeugungen des moralischen Bewußtseins gerecht werden. Bekanntlich entlasten diese Leistungen den Menschen nicht

von einer Schuld, die ihre Quelle anderswo als im Bewußtsein begangener Fehler findet, Fehler, die stets so sind, daß sie vergeben werden können. Die Deutung eines Traumes kann uns hier als Lehrstück dienen.

«Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan», schreibt Freud zu seinem Traum von der Privatklinik. Hierbei handelt es sich um ihn selbst, um ihn, der der «Mohr» seiner Mutter gewesen ist. «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn.» Er kann gehen, er kann sterben. In diesem Traum, in dem er einen Kollegen an Höllenmaschinen angebunden sieht, wird Freud eines Kunstfehlers beschuldigt, dessen er sich nicht schuldig gemacht hat. Als er schließlich als unschuldig anerkannt wird, kann er dennoch nicht «gehen», weil er seinen Hut nicht findet (den Hut, der, wie mir scheint, seine schwarzen Locken hätte bedecken können, aufgrund deren er bei seiner Geburt als Mohr seiner Mutter qualifiziert wurde); wenig bedeutet dabei der Fehler, dessen man ihn beschuldigt hat – das füge ich hinzu –, wenig bedeutet, daß er als unschuldig anerkannt wird: Bedeutet nicht Psychoanalyse praktizieren, interpretieren, daß er schuldig ist, unheilbar schuldig? Ist einmal seine Schuldigkeit getan, seine Schuld bezahlt, sein Fehler ausgelöscht – denn im Deutschen genügen die dem Wort «Schuld» angefügten Suffixe zur Bezeichnung des Geschuldeten, der Schuldhaftigkeit, der Schuldigkeit – ist also seine Schuld einmal von ihm genommen, so kann er gehen, kann sterben, kann *nur noch* sterben und nichts anderes mehr. Ist er aber tatsächlich einmal von dem Verdacht reingewaschen, der auf ihm lastet, so ist er damit doch noch keineswegs von seiner Schuldhaftigkeit entlastet, die nicht im entferntesten durch eine persönliche Verfehlung begründet ist. Denn das Schuldbewußtsein hat gerade die Funktion, diese Schuldhaftigkeit ohne Namen mit einer bestimmten Vorstellung zu verbinden. Es handelt sich hier um eine grundlegende Schuldhaftigkeit, die selbst noch der skrupelhaftesten Erfüllung der Schuldigkeit anhaftet: die rechte Deutung finden, das Rätsel lösen. Bekanntlich fiel Freud in Ohnmacht, als er 1904 auf der Rückseite der auf Veranlassung seines ersten Schülers geprägten Medaille mit seinem Bildnis folgendes Zitat aus König Ödipus von Sophokles las: $\delta\varsigma\ \tau\acute{\alpha}\ \kappa\lambda\epsilon\acute{\iota}\nu\ \alpha\iota\nu\eta\mu\alpha\tau\ \eta\delta\epsilon\iota\ \kappa\alpha\iota\ \mu\acute{\rho}\alpha\tau\iota\sigma\tau\omicron\varsigma\ \eta\nu\ \acute{\alpha}\nu\eta\mu\eta$ (der die berühmten Rätsel löste und ein gewaltiger Mann war).

«Gewissen ist, was man am gewissesten weiß», schreibt Freud in seinem *Totem und Tabu*. Was ist

mein gewisstes Wissen? Betrifft es die Tatsache, daß ich sterblich bin? Oder betrifft es nicht vielmehr die Überzeugung, daß ich selbst am Ursprung des Todes stehe? Jedenfalls rührt die Gewißheit nicht notwendig von einem Wissen her, das man in den Bewußtseinsakt hineinnehmen könnte, außer wenn man es in ein theoretisches Phantasiebild transponiert, wie beispielsweise Freud, der dartun wollte, daß am Anfang die Söhne sich zusammengetan hätten, um den Vater der Urhorde zu töten. *Totem und Tabu*, ein bewundernswertes Buch, gipfelt bekanntlich in dieser ausgefallenen Vorstellung, um abzuschließen mit dem impliziten Zitat der Übersetzung, die Faust von dem ersten Vers des Johannesevangeliums geben will: «Im Anfang war die Tat», – jener Faust Goethes, der «das Wort nicht so hoch in Ehren halten» kann. So schließt das Buch nicht, ohne zuvor daran erinnert zu haben, daß es wohl wahr ist, «daß wir alle arge Sünder sind». Zwar ist diese letzte Bemerkung mehr scherzhaft gemeint – und sie bezieht sich auf die Art von Verfehlung, deren jeder von uns sich unvermeidlich schuldig macht; dennoch hätte Freud gewiß niemals zugegeben, daß seine Theorie auf einer bestimmten Form von Glauben an die Erbsünde beruhe. Ich bin nichtsdestoweniger gewiß, daß die Schuldhaftigkeit, die in der Analyse so großes Aufsehen erregt, letztlich aus der Leugnung des Todes er-

wächst, genauer gesagt: aus der Überzeugung, daß man selbst am Ursprung des Todes steht, über dem Tod, verantwortlich für jeden Tod, der eintreten kann, nicht so sehr schuldig der Verfehlungen, deren man sich anklagen kann, als im Tiefsten befleckt von einer bösen Macht, die eben das ist, was uns den Gebrauch des Wortes verleiht, das seinerseits Vorbedingung für jedes Denken ist. Mir scheint, daß auf einem solchen Verlangen der Mythos von der Erbsünde aufbaut, – ein Mythos, der die wesenseigentümliche Sterblichkeit des Menschen auf einen Sturz zurückführt, – ein grundlegender Mythos erster Ordnung, wovon abgesehen von den biblischen Schriften zahlreiche primitive Glaubensvorstellungen zeugen. Doch vielleicht sollte ich mir versagen zu verallgemeinern.

Übersetzt von Karlhermann Bergner

CONRAD STEIN

geboren 1924 in Berlin, Doktor der Medizin, ehemaliger Klinikchef der Medizinischen Fakultät von Paris, Psychoanalytiker in Paris, seit 1961 Seminardirektor am Institut für Psychoanalyse von Paris, Mitredaktor der Zeitschrift «L'Inconscient» (P.U.F., Paris 1967–1968), Begründer der Zeitschrift «Etudes Freudiennes» (Denoël, Paris 1969ff.). Der hier veröffentlichte Text bezieht sich auf das wichtigste Werk des Verfassers: *L'Enfant Imaginaire* (Paris 1971) sowie auf den «Commentaire de l'Interprétation des rêves de Sigmund Freud» (in Vorbereitung), zu dem Vorarbeiten erschienen sind in den Zeitschriften «L'Inconscient» Nr. 1 und 5 und «Etudes Freudiennes» Nr. 7–8 und 9–10.

Etienne Cornélis Buddhistische Erfahrungen

Innerhalb des Gesamtthemas dieses Heftes ist mit Recht auch für die religiösen und profanen «Erfahrungen» des Transzendierens der Zeit/Raum ausgespart worden. Jeder der Begriffe, die hier im Spiel sind (Zeit, Transzendenz), ist zumindest viedeutig, wenn nicht zum Verzweifeln doppelsinnig. Es wäre deshalb nicht überflüssig gewesen, sich zunächst darum zu bemühen, alle möglichen Bedeutungen oder wenigstens diejenigen, auf die man in den Berichten über solche Erfahrungen stößt, zu klassifizieren – ein Unterfangen, das infolge der überbegrifflichen (doch deswegen nicht auch

schon über jede Klassifizierung hinausliegenden) Natur der zu beschenden Bewußtseinszustände äußerst schwierig ist. Die Planer dieses Heftes waren der Meinung, daß beim Fehlen einer solchen a priori oder a posteriori erschöpfenden Untersuchung das Studium zweier hinreichend dokumentierter bedeutungsschwerer «Fälle» von ganz verschiedenem Inhalt und aus sehr unterschiedlichen Kulturwelten als eine Art «Gabel» dienen könnte, mit der man sowohl die weiteren konkreten Zeugnisse als auch die theoretischen Deutungen, zu denen sie Anlaß gaben, zu situieren und so zu relativieren vermöchte. Mit diesen Hinweisen möchten wir die Wahl rechtfertigen, die wir getroffen haben: die Wahl der in den buddhistischen Dokumenten bezeugten Fakten.

Warum der Buddhismus?

Die buddhistische Thematik steht in mancher Hinsicht geradezu im Gegensatz zu den westlichen